

Predigt zum Vespergottesdienst in der Dominikanerkirche am 15. Juli 2011 (zu 1 Kor 1,26–31)

Nicht direkt im Flug sind sie vergangen, die 50 Jahre. Aber ist es tatsächlich so lange her, dass sich kaum jemand an diesen Mann erinnert: *Dag Hammarskjöld*, 1961 ums Leben gekommen. Generalsekretär der Vereinten Nationen war er über acht schwere, soll man sagen: schicksalhafte Jahre. Ein erstaunlicher Mensch! Wie erstaunlich, das habe ich als Gymnasiast Anfang der Sechziger Jahre noch nicht wissen können. An der Tür meines Zimmers im Mainzer Priesterseminar hatte ich dann ein Poster mit seinem Porträt. Die Erinnerung an Dag Hammarskjöld hat mich über die Jahre hinweg begleitet. Ich muten Ihnen heute, nicht zufällig heute, zu, diese Erinnerung mit mir zu teilen. Es wird eine Zumutung sein. Ich verspreche es Ihnen.

Den etwas unbeholfenen jungen Priesterseminaristen in Mainz hat wohl das unglaublich ursprüngliche, lautere Selbstbewusstsein dieses Mannes fasziniert, an dem selbst die Machtpolitik der alten Kolonialmächte zerschellte. Sie haben es ihm heimgezahlt, haben ihn ermordet, 1961 im ehemaligen Belgisch-Kongo; als er den Geschäftsinteressen der Minenbesitzer richtig gefährlich wurde. Von diesem Selbstbewusstsein – dem „blassen schwedischen Beamten“ hätte man es nicht zugetraut, deshalb hatte man ihn ja gewählt – konnte man sich schnell ein Bild machen. Kaum war er am New Yorker East River eingezogen, auf seiner ersten Pressekonferenz: Zu seinem so schwer auszusprechenden Namen befragt, antwortete er schlagfertig: „Nennen Sie mich Hammerschild“. So war der Name auf dem Familienwappen abgebildet. Und er legte das Bild für sich so aus: Schmiedehammer für die Realisierung der Menschenrechte und der UN-Charta sollte er werden – Schutzschild für die aus der Kolonialherrschaft freigekommenen, blockfreien Staaten.

Ein unverschämtes Selbstbewusstsein für einen UN-Beamten! Wo seine Quellen waren, konnte man damals noch nicht ahnen – aber nachlesen, als das Geistliche Tagebuch „Zeichen am Weg“ Jahre nach seinem Tod erschien; eher zufällig habe ich die erste deutsche Ausgabe Ende der Siebziger Jahre in einem Bonner Antiquariat entdeckt. Da begann man zu ahnen, woher Hammarskjöld sein unverschämtes Selbstbewusstsein lebte. Aus einer unglaublichen, nicht verschämt Demut. So selbstbewusst kann nur ein demütiger Mensch sein. Wo die Demut fehlt, nimmt man die Hohlheit und Aufgeblasenheit dieses Selbstbewusstseins wahr: Politiker-/Professoren-Schicksal landauf landab.

Selbstbewusstsein in Demut und Demut selbstbewusst zu leben, das muss von weither kommen, nicht aus dem Tageskalkül erfolgsfixierter Machtpolitik. Hammarskjölds geistliches Tagebuch zeigt einen Menschen, der sein Leben betend immer wieder in diese Demut zu konzentrieren versuchte und ihr so einen neuen Sinn geben konnte.

Mehrfach spricht Hammarskjöld von der Demut, „die nie vergleicht“. – Das ist das Sinnzentrum, von dem her er Demut leben will, sie sich erringen musste. *Vergleichen*: der Treibstoff im Vorankommenwollen und die Hefe im Stolz der Arrivierten. Das moderne, allgegenwärtige Wort dafür: *Ranking*. Klar, man braucht die Rankings; ohne den möglichst rationalen Vergleich geht wenig. Man muss wissen, wem man vernünftigerweise etwas zutrauen darf, wohin man die knappen Fördermittel gibt. Die Bestenauslese mag im Einzelnen noch so fragwürdig sein; unverzichtbar ist sie allemal. Wer – an Qualifikationen und Verdiensten – hat, dem wird gegeben: Amt, Position, Förderung, „Vertrauen“ eben. Was soll da eine Demut, die nicht vergleicht?

Demut, das ist die Weisheit, die dem Kalkül der Bestenauslese und der Rankings ihr Recht lässt – und sich von ihm nicht verführen lässt. Die Verführung geht dahin, *sich* zu vergleichen, um sich der eigenen Überlegenheit zu vergewissern. Wo intellektuelle Exzellenz mit diesem abschätzigen Vergleichen zusammengeht, versündigt man sich: an den Aufgaben, die jetzt auf mich warten und keinen Exzellenz-Effekt versprechen; an den weniger „Exzellenten“, die mir spiegeln müssen, wie bedeutend ich doch bin. Der intellektuell brillante Hammarskjöld kennt die Versuchung wie kaum ein anderer. Und er geht weite innere Wege, ihr zu widerstehen: Selbstbewusstsein – Bewusstsein der eigenen Sendung, der eigenen Möglichkeiten – *ja*, Sich-Vergleichen – *nein*: „So wird nur einer geschaffen, und wenn er versagt, wird der Einsatz, welcher der seine hätte sein können, ewig fehlen.“ Ganz bei der Aufgabe sein, die sich gerade mir stellt, und für sie da sein, selbstvergessen, im selbstbewusst-selbstvergessenen Einvernehmen mit dem, der mich unvergleichlich sendet. Das gibt die Freiheit von der Bestätigungs-Sucht; Freiheit für *diese* Aufgabe; die Freiheit, sich ihr so auszusetzen, wie *sie* es verlangt. In dieser Freiheit zu tun, was dran ist, nicht das, was Beifall findet: So will Hammarskjöld sein Amt wahrnehmen.

Auch hier noch liegen kalter Hochmut und Demut eng beieinander: der Hochmut dessen, der sich über den Beifall des „Pöbels“ erhaben dünkt und doch nur den ausbleibenden Beifall verschmerzen will einerseits – die Demut andererseits, die sich durchaus über Zustimmung freut, weil sie die Zustimmenden Ernst nimmt, und sich doch nicht von der

Selbstvergessenheit des Dienstes abbringen lässt. Es bedarf der weiten Wege mystisch-gläubiger Selbst-Relativierung, um die Unterscheidung zu treffen und zu leben. Es bedarf eines Sendungs-Bewusstseins, das sich im Sendenden festmacht – und so von der Unendlichkeit der Aufgabe weiß; und deshalb unfähig wird, sich zu rühmen, außer in Christus, aus dem und von dem her alles ist, was durch mich an Hilfreichem geschehen kann.

Wer in den „Zeichen am Weg“ nachliest, wie Hammarskjöld immer wieder um das demütige Selbstbewusstsein ringt, der mag ahnen, mit welch ungeheurer Versuchung er zu ringen hatte und weshalb er sich zu allerletzt der Demut hätte rühmen können. Er wusste, „was im Menschen ist: an Kleinlichkeit, Gier, Hochmut, Neid – und Verlangen.“ In seiner Selbst-Konfrontation gelingen ihm Einsichten, an die Menschen sich halten können, wenn sie in die Nähe dieser Versuchung geraten, wenn sie geistlich überlebensnotwendig nach der Quelle authentischer Demut graben müssen. Dahin möchte er gelangen, dass „mein *ganzes* Sein zum Werkzeug wird für das in mir, was mehr ist als ich.“ Und dann dieses Bild: „Ich bin das Gefäß. Gottes ist das Getränk. Und Gott der Dürstende.“ Weiter: „Der Stolz des Bechers ist sein Getränk, seine Demut das Dienen. Was bedeuten da seine Mängel?“ Gott dürstet nach dem Getränk, das ich, der Becher, darreichen darf. Er hat es eingegossen. Durch mich soll es dem Durst der Menschen und darin Gottes selbst wohl tun. Die unverschämte selbstbewusste Demut des Bechers: Den Menschen und Gott selbst gut sein zu dürfen – mit dem ihm Ein-Geschenkten; so dass es unendlich auf ihn ankommt, aber nichts an den Mängeln oder Vorzügen liegt, die ihn nur zieren oder verunstalten, aber nicht daran hindern, Becher zu sein. Dienen dürfen mit *Nicht-Meinem*.

Aber es kommt noch etwas dazu; wir Theologen und die Christenmenschen, die wir hier alle zu sein versuchen, werden es mit *Johann Sebastian Bach* eingestehen dürfen; gesungen fällt es leichter. Der Becher selbst hat nichts von dem Getränk, das er darreicht. Wir aber haben alles von ihm. Es stillt ja zunächst unseren Durst.

„Wohl mir, dass ich Jesum habe, o wie feste halt ich ihn,
dass er mir mein Herze labe, wenn ich krank und traurig bin [...]“

Jesus bleibt meine Freude, meines Herzens Trost und Saft,
Jesus wehret allem Leide, er ist meines Lebens Kraft.“

Alte Sprache, „alte Musik“; und doch so wahr, wie nur irgendetwas wahr sein könnte. Vielleicht ein wenig umgedichtet: **Wohl mir, wenn ich Jesum habe, wenn er meines Herzens Saft; wenn er allem Leiden wehret, sich erweist als Lebenskraft.** Wenn: Wir sind so darauf angewiesen auf diese Lebenskraft, auf die Freude, meines Herzens Saft

oder Wein. Ohne ihn verdursten wir, können wir der Becher nicht sein, der den Wein darreichen darf. Wie wenig können wir selbst dafür, dass es so ist, dass uns die Lebenskraft zuströmt. Allenfalls dies: einander beistehen, dass es so kommt; miteinander uns freuen, wenn es so ist – und singend hinausgreifen über alles, dessen wir uns sicher sein und rühmen könnten. Hier ist es ganz und gar nichts mit den Rankings, mit dem Vergleichen und dem Besser- und Größersein. Hier gilt nur die Größe der Sehnsucht, des Hungers und des Durstes und – wenn es gut kommt – des Glücks, dass mir die Glaubens-Lebenskraft zugänglich wird, dass ich sie vielleicht sogar teilen darf mit denen, zu denen mich meine Berufung führt. Sie werden mir Brüder und Schwestern sein, Becher der Freude und der Lebenskraft – und sie sind es mir weiß Gott so oft gewesen –, wenn meine Sehnsucht Not leidet. Groß- und Kleinsein, Bessersein gilt hier nicht; sich dessen rühmen wäre evidentermaßen Quatsch. Wir sind Diener und Dienerinnen mit dem, was uns geschenkt ist, eingeschenkt ist; uns wird gedient, wenn uns die Glaubens-Lebenskraft abhanden gekommen ist, wenn wir dann hoffentlich Menschen treffen, die mir „meiner Augen Lust und Sonne“ geistlich und leibhaft bezeugen.

Wie gut, dass es – *wenn* es – mit dem Vergleichen und Renommieren dann ein Ende hat und die Demut leicht fällt, die Demut aus Dankbarkeit: Es gibt die Menschen, die ihren Jesus, ihre Freude mit uns teilen, ihres Lebens Kraft, ihrer Augen Lust und Sonne. Und ich bin ja mitunter selbst einer von ihnen, der Becher, aus dem wunderbarerweise getrunken wird, was dem Becher nicht gehört und was er nicht hervorgebracht hat. Es gibt nichts, wofür ich heute dankbarer sein könnte, wofür wir miteinander und füreinander dankbarer sein könnten.

JÜRGEN WERBICK